

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 14

Artikel: Ein Dorfbewohner vom alten Schlage
Autor: G.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668931>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der heilige Franz.

Heimweg in sommerchwüler Nacht
Vom Meer her. O wie schön das war!
Die Sterne glänzten auf dem Strand
Wie goldnes Muttergotteshaar.

Heimweg, durch hohe Palmenreihn.
Ich höre Stimmen laut und bunt.
Ein Menschenauflauf! Was mag sein?
Im Straßengraben liegt ein — Hund.

„Rührt ihn nicht an!“ die Menge spricht,
„Der Klügste, wer ihn liegen läßt!
Er hat den Tod auf dem Gesicht.
Vergiftet? Oder gar die Pest?“

Es gehen pfeifend zwei vorbei.
„Ein Hund nur!“ hallt es dann zurück.
„Des Hundes wegen solch Geschrei!
Als geh's um Gut und Menschenglück!“

„Vielleicht, daß er zu retten ist,
Ein bißchen Del, ein Lager warm.“
Wer bist du Bruder, Freund und Christ,
Der so spricht, der, den Hund im Arm,

Enteilt der Menge? Hoch und hehr
Umflucht von Sternen ihn ein Franz.
Und Engel singen überm Meer:
„O Liebesmacht des heil'gen Franz!“

Jrene Liebau.

Ein Dorfschneider vom alten Schlage.

Ich war etwa zehn Jahre alt, als Hans Rudolf Bucher, ein Dorfschneider von der alten Sorte, in meinem Heimatdorfe ein kleines, aber sehr heimeliges Häuschen kaufte. Er war damals 45 Jahre alt und hatte sich kurz vorher verheiratet mit einer sehr schaffigen, rechtschaffenen, aber schon etwas bejahrten Bauerntochter, die ein bescheidenes Heiratsgut mit in die Ehe brachte. Hans Rudolf Bucher, im Dorf kurzweg „Hansruedi“ genannt, hatte eine entbehrungsreiche, harte Jugendzeit hinter sich. Er war auf einem abgelegenen zürcherischen Berghofe aufgewachsen, der aus einem Dutzend Firsten bestand. Als seine unbegüterten Eltern frühe starben, kam der arme Knabe als Dienstkub zu einem Bauern des genannten Hofes. Als solcher hatte er überall Handreichung zu tun, mußte z'Mäcker treiben, in Scheune und Stall helfen und in der guten Jahreszeit das Vieh hüten auf den rings von Buchen- und Tannenwald umgebenen, sonnig gelegenen Wiesen. „Beim Viehhüten“, sagte er später wiederholt zu mir, „verlebte ich die einzigen glücklichen Stunden meiner Jugendzeit, denn ich wurde immer gejagt und hart behandelt. Weil ich keine Aussicht hatte, einmal Bauer zu werden mit eigenem Grund und Boden, entschloß ich mich, ein Handwerk zu lernen. Da auf unserem weltabgelegenen Hofe lediglich ein Schneider seines Berufes waltete, blieb mir unberatener Menschen nichts übrig, als bei ihm in die Lehre einzutreten. Ich war zwar groß und fest gewachsen und hätte auch zu etwas anderem getaugt; aber ich hatte eben niemanden,

der mir Rat erteilte oder mir sonst an die Hand ging, und so wurde ich eben Schneider und hatte es nie zu bereuen.“

Hansruedi wanderte nach beendigter Lehrzeit als Geselle durch Württemberg, Bayern, Niederösterreich und Tirol und kehrte dann auf den heimischen Berghof zurück, mietete sich in einem Bauernhause eine Kammer, richtete diese als Schneiderwerkstatt ein und wartete auf Arbeit. „Der Anfang war schwer“, erzählte er später, „denn mein Lehrmeister besaß eben die meisten Kunden in den zerstreuten Berghöfen, und was meine Lage noch erschwerte, war der Umstand, daß die Bauern die nämlichen Kleider mit einer fast unglaublichen Ausdauer trugen.“

Aber mit der Zeit erhielt der strebsame, geschickte und zuverlässige Hansruedi nicht nur auf den Berghöfen Arbeit, sondern auch in den Talldörfern, wo die Industrie heimisch war und die Leute ihre Kleider rascher wechselten als in den Bauernhäusern auf dem Berge. Den größten Teil des Jahres arbeitete Hansruedi auf der damals noch allgemein üblichen „Stör“ — gelegentlich zusammen mit seinem ehemaligen Lehrmeister. Auf diesen Stören in Berg und Tal sah und hörte der aufgeweckte Hansruedi manches, das er nicht mehr vergaß. In den langen Winternächten haten ihn die Bauernsöhne und Bauerntöchter nach Feierabend oft, er möchte noch ein Stündlein dableiben, ihnen von seinen Wanderungen erzählen oder ihnen etwas Musik machen; denn Hansruedi war sehr musikalisch und verstand die Mundharmo-

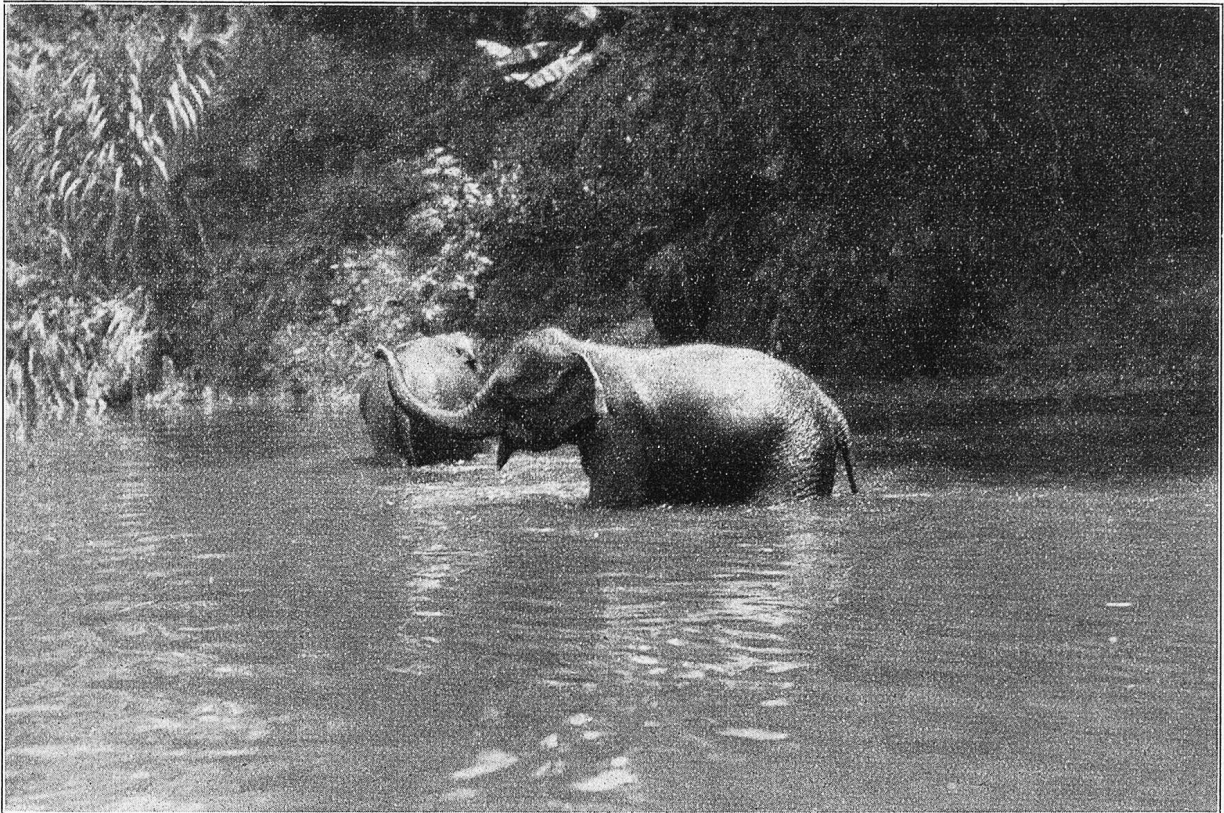


Bild 2. Wilde Elefanten an der Tränke im Urbusch.

Copr. G. Schmidt, Medan.

nika vortrefflich zu spielen. Da er überdies ein schön gewachsener, zu einer Gefälligkeit allzeit bereiter Mann war, war er bei jung und alt beliebt. Weil seine als Schneiderwerkstatt dienende Kammer nicht heizbar war, gestattete ihm der Eigentümer des Hauses, den Tag über in der Stube zu arbeiten. Wenn dann aber die Leute früh zu Bett gingen, um das Öl zu sparen, zog sich Hansruedi in seine Kammer zurück und begab sich zu Bett, aber nicht um zu schlafen, sondern um bei Kerzenlicht bis tief nach Mitternacht der Schneiderarbeit obzuliegen. Da er sehr sparsam und anspruchslos war und, wie er sagte, „nicht meinte, überall dabei sein zu müssen,“ konnte er sich im Laufe der Zeit ein bescheidenes Vermögen ersparen.

Aus Freude zur Musik, die ihm manche Stunde seines Lebens verschönte, lernte Hansruedi nebst dem Mundharmonikaspiel das Trompetenblasen. Er tat sich mit vier andern Musikbessenen zu einem sogenannten Tanzspiel zusammen, das alle vierzehn Tage einmal nach Feierabend eine Probe abhielt und in den 1870er und 1880er Jahren in einem namhaften, gut geführten und vom Lande her sehr stark besuchten Gasthause der Stadt Zürich zum Tanz

aufspielte an Jahrmarkt- und Festtagen. Wenn der Tanz jeweils zu Ende war, kehrte Hansruedi mit dem redlich verdienten Spiellohn nach Hause zurück, versorgte diesen in seinem Schatzkästlein und begab sich ohne weitere Umstände an die Arbeit.

Mit seinem Ersparten erwarb er sich, wie eingangs bemerkt, in den 1880er Jahren in K. das schon erwähnte, sonnige „Schneiderhäuschen“, mitten in Gartenland und Weinreben. Seine Frau verstand sich vortrefflich auf die Pflege von Blumen, Gemüse und Obst. Sie hatte immer die schönsten Blumen, das trefflichste Gemüse und das früheste Obst, und wenn die freundliche, „proper daherkommende“ Frau mit ihrer Ware nach Zürich zu Markte kam, mußte sie nie lange feilhalten. Sie brachte jeweils ein hübsches Stückchen Geld nach Hause, und da die beiden Eheleute nie etwas Unnötiges kauften, anspruchslos lebten und, wie der Volksmund sagt, etwas „g’hebig“ waren, nahm ihr Wohlstand von Jahr zu Jahr zu. Hansruedi schneiderte unverdrossen drauf los und erwarb sich in K. bald eine ansehnliche Kundschaft, darunter allerdings auch solche, die den Schneider oft lange auf den Macherlohn warten ließen.

Da dem Hansruedi auch viele seiner Kunden auf den Berghöfen treu geblieben waren, trug er die Nähmaschine samt Bügelbrett und Bügel-eisen am Montagmorgen in aller Herrgotts-frühe oft anderthalb und zwei Stunden weit auf die Stör und am Samstagabend wieder nach Hause zurück. „Zu einem solchen Ansin-nen würden die Schneider heute samt und son-ders die Köpfe schütteln,“ sagte er etwa in sei-nen alten Tagen, „allerdings besäßen unter ihnen auch nur wenige meine damalige Kraft und Ausdauer. Ich hatte einst Freude, wenn die Hofbauern sagten: „Respekt vor dem Hans-ruedi; es gibt keinen zweiten Schneider land-auf und landab, der eine Nähmaschine zwei Stunden weit zur Stör trägt.“

Hansruedi schneiderte zu Hause von morgens früh bis abends spät. Als wir ihn anno 1919 begruben, schritt sein Nachbar, ein wahrhafter Bauersmann, neben mir im Leichengeleite und erzählte mir unter anderem: „Ich pflegte be-sonders im Heuet frühe aufzustehen, weil ich mit den Mähdern spätestens um vier Uhr auf der Wiese sein wollte. Weil ich wußte, daß Hans-ruedi ebenfalls früh war, schaute ich jeweilen zu seinem Hause hinunter — ab und zu in der sicheren Annahme, heute einmal der erste zu sein — mußte aber jedesmal die Wahrnehmung machen, daß er schon am Fenster saß und nähte.“

Mit besonderer Genugtuung erfüllte es unse-ren Hansruedi, wenn am Samstagabend längst ausstehende Rechnungen beglichen oder frisch ab-gelieferte Arbeit gleich bezahlt wurde. Dann blies er in der Sonntagsfrühe auf seiner ge-liebten Trompete in die morgentille Welt hin-aus: „Nun danket alle Gott“, „Drauß ist alles so prächtig, und es ist mir so wohl,“ oder ein anderes, seiner inneren Freudenstimmung Aus-druck verleihendes Lied. Und die Zuhörer spür-ten deutlich, daß die Lieder dem Bläser aus dem Herzen kamen. blieb es dagegen am Sonntag-morgen still im Schneiderhäuschen, so wußten die Dorfbewohner, wo der Grund zu suchen war. Hansruedi besuchte, ohne Betbruder oder Kopfhänger zu sein, jeden ersten Monatssonn-tag die Kirche, und zwar hatte er seinen Platz im Chor in einem Stuhl, den ihm seine Frau von ihren Vorfahren her mit in die Ehe gebracht hatte. blieb der Stuhl an einem der genann-ten Sonntage leer, so wußten die Kirchenbesu-cher ebenfalls, daß Hansruedi am Samstag-

abend umsonst auf den Eingang lange aus-stehender Beträge gewartet hatte. An kirch-lichen Festtagen nahm er in schwarzem Tracé und Zylinder regelmäßig teil am hl. Abend-mahl. Nach seinem Eintritt in die Kirche hielt er, in seinem „Kirchenorte“ angelangt, einem herkömmlichen Gebrauche gemäß mit Würde und Anstand eine Zeitlang den Zylinder vors Gesicht — wie es sich später herausstellte, ohne dem Sinn jenes Brauches auf den Grund zu kommen. Denn eines Tages nach seinem Tode erzählte mir die betagte Gattin unter anderem, Hansruedi hätte sich oft über jene ihn sonder-bar und unverständlich anmutende Sitte aufgehalten, aber sich geniert, je in seinem langen Leben nach Sinn und Zweck des für ihn rätsel-haften Brauches zu fragen.

Die Pflege des zu seinem Heimwesen gehö-renden Weinberges lag Hansruedi sehr am Herzen. Im Frühjahr grub er ihn mit zwei Tagelöhnern aufs sorgfältigste um, überließ dann aber das übrige Reberk seiner Frau, weil er in seiner Schneiderwerkstatt „alle Hände voll“ zu tun hatte. Dagegen besuchte er seinen Wein-berg während der schönen Jahreszeit an Sonn-tagern gerne für ein halbes Stündlein. Er emp-fand eine stille Freude, wenn die Reben in üppi-gem Grün dastanden, wenn die Trauben tüch-tig „angeseht“ hatten und das ganze Drum und Dran eine reiche Ernte versprach. In seinem Keller hielt er treffliche Ordnung: die ovalen Fässer standen schön geordnet in einer Reihe, so blank und glänzend, als wären sie eben frisch aus der Küferei gekommen. Blank wie der Kel-ler waren auch alle übrigen Räume des Hau-ses. Es war darin immer wie Sonntag, alles mutete an wie aus einem „Trüchli“. Der Wein, der in seinem Weinberg wuchs, war als sauer bekannt; aber Hansruedi trank ihn auch in schlechten Jahrgängen nie anders als „real“, also so, wie ihn die Rebe gab, mit Wohlbehagen bis in seine alten Tage hinein. Wer ihn be-suchte oder ihm eine Rechnung bezahlte, erhielt stets eine „Halbe“ vorgefetzt, und es freute unsern im allgemeinen sehr „huslichen“ Hans-ruedi, wenn der betreffende die Flasche bis zum letzten Tropfen leerte; denn dies betrachtete er als eine seinem selbstgezogenen Wein erwiesene Ehre, als ein gutes Zeugnis für dessen vortref-fliche Qualität.

In Wochen, da er zu Hause arbeitete, mußte seine einzige Tochter am Montagvormittag im

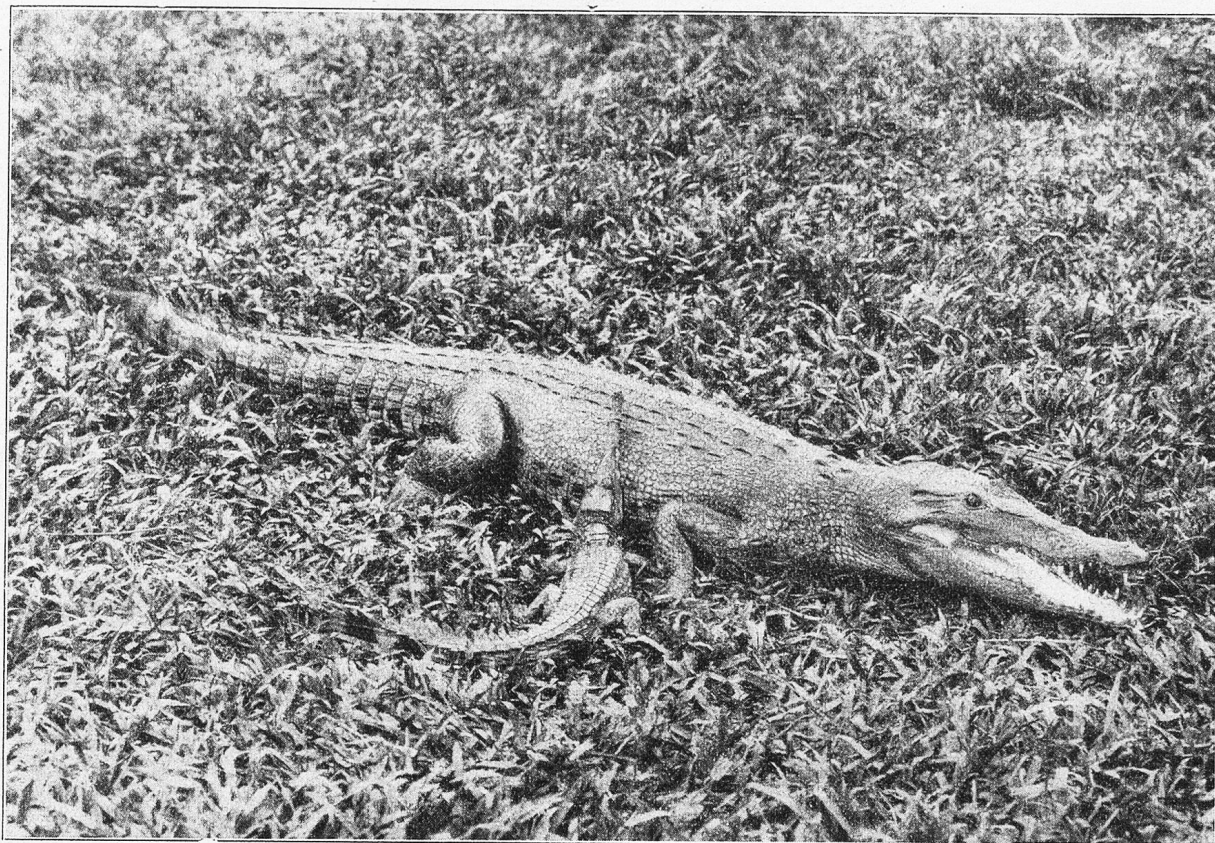


Bild 3. Ein erlegtes großes Krokodil und ein kleines Schnabelkrokodil im Sungai Oslar bei Rantan-pandjang (Deli, Sumatra).

Dorfe regelmäßig die Einkäufe für die ganze Woche besorgen: zwei Kilo Rindfleisch, zwei vierpfündige Brote, etwas Zucker und Kaffee und Salz. Was sonst noch nötig war für den Haushalt, zog die Frau in Garten und Pflanzland. Hansruedi war Nichtraucher, freute sich aber, wenn einer seiner Besucher rauchte, weil er, wie er zu sagen pflegte, „den Geruch von einem brennenden Stumpen oder einer Zigarre gern hatte.“ Heftig aufgebracht ward er dagegen, als er eines Tages die Wahrnehmung machen mußte, daß seine Tochter heimlich Pfeife und Zigarren rauchte. Lange konnte er es seinem Schwager — einem behäbigen, jovialen, zu losen Streichen aufgelegten Manne — nicht verzeihen, daß er ihm die sonst in jeder Hinsicht rechtschaffene Tochter bei Anlaß von Besuchen zum Rauchen „verleitet“ hatte.

Zeit seines Lebens legte Hansruedi eine große Vorliebe an den Tag für Blumen der Wiese und des Waldes. Im Frühfrühling streifte er an Sonntagen gern durch die Bergwälder seiner einstigen Heimat und suchte an den ihm wohlbekannten Standorten Seidelbast (Bylander) und auf feuchten Matten Schlüsselblumen

und stellte sie zu Hause in einem Glase vor das Fenster, an dem er arbeitete. Er kannte auch die Plätze auf dem Berge, wo jedes Jahr Frauenschühli blühten, pflückte aber nie mehr als drei Stück und nannte nie jemandem deren Standort, weil er die Leute in dieser Hinsicht kannte. Den Sommer über schmückte er sein Blumenglas mit rotem Klee, weißen Margriten und violetten Skabiosen. „Diese Wiesenblumen habe ich seinerzeit als Güterbube kennen und lieben gelernt; sie waren damals fast das einzige, was mich erfreute, und darum bleibe ich ihnen auch als alter Mann zugetan.“

Wenn Handwerksburschen bei ihm vorsprachen, nahm er sie gerne auf, gab ihnen Speise und Trank und beschenkte sie außerdem noch mit einem Zehrpennig. „Ich weiß aus eigener Erfahrung“, sagte er, „wie es einem zu Mute ist, wenn man ohne einen Rappen Geld im Sack wandern muß und wunderfelten einen Menschen trifft, der ein freundliches Wort und eine offene Hand für einen hat.“ Hansruedi behielt auch viele Jahre hindurch die Schwarzwälder Uhrenhändler („d'Zitlimanne“) übernacht und die aus dem Badischen stammende Familie

Zimmermann (Vater und Töchter). Er setzte sich nach Feierabend gern zu den gemütlichen, aufgeräumten und sangeskundigen Schwarzwälder Samenleuten an den Tisch und sah ihnen zu, wie sie mit blanken Hornlöffelchen die sogenannten Briefchen mit Blumen- und Gemüsesamen füllten. Die Samenleute erzähl-



Bild 4. Pythons-Schlange, sieben Meter lang.

ten von ihren Wanderungen durch Berg und Tal, von den Menschen auf den einsamen Berghöfen, oder sie sangen mit ihren glockenhellen Stimmen schwäbische Volkslieder, und das alles hörte Hansruedi „ums Leben gern“.

Zur Literatur seines Hauses gehörten neben der Bibel die Werke Gotthelfs und die Büchlein des Vereins für Verbreitung guter Schriften, von denen er viele Duzende besaß. Er las sie an Sonntagnachmittagen in seinem Stübchen oder bei schönem Wetter im grünverwachsenen Gartenhäuschen und sprach gern über das Gelesene mit seiner Frau. Am höchsten schätzte er aber die Hauptwerke Gotthelfs: „Ali der Knecht“, „Geld und Geist“, „Annebäbi So-

wäger“, „Räthi die Großmutter“ und „die Räseri in der Behfreude“. „Alle Hochachtung vor der hl. Schrift“, sagte er, „aber die Bücher Gotthelfs liegen mir näher; sie geben mir fast mehr für mein inneres Leben; denn ich verstehe da alles so gut und es ist alles so gegenwärtig, als wäre es soeben für mich persönlich geschrieben worden. Bei Gotthelf ist alles irgendwie Gottesdienst! Wenn einer durch die Lektüre dieser Bücher nichts lernt, dann ist ihm überhaupt nicht zu helfen. Gotthelfs Werke dienten mir während fünfzig Jahren als treue Freunde, als Hüter und Wegweiser in trüben und in heiteren Stunden, in Freude und Leid, werktags und sonntags. Sie wurden mir zu einer Art Lebensbrot. Ich lernte an den Gestalten Gotthelfs so recht erkennen, daß äußerste Anspannung der Kräfte, Schlichtheit und strenge Rechtlichkeit, Anspruchslosigkeit und Gottvertrauen die Richtschnur bilden, die den streng ins Joch der Pflicht gespannten Menschen am sichersten zu einem Sonntag führen, wie Gotthelf ihn schildert, zu einem Sonntag voll vom Glanze der Natur und der feiernden Menschenwelt. Wie herrlich schildert er diesen Sonntag zum Beispiel in „Räthi die Großmutter“, wo er unter anderem sagt: „Es gibt Leute, die den Sonntag feiern, indem sie dem Wehen des Geistes die Seele öffnen, Gott schauen in seinen Werken, in seinen Worten, ihre vergangenen Tage schauen und das Walten Gottes in denselben, hinaus schauen in die kommenden Tage, prüfen ihre Stellung, sich stärken, gottesfürchtig zu bleiben für und für. So hatte es unsere Räthi. Sie ruhte gern am Sonntag in stillem Sinnen, freute sich der schönen Stunden, wo sie, ungestört von der Welt, nachdenken konnte über das Vergangene und das Zukünftige. Wer nicht sechs Tage arbeitet, wer noch nicht morsche Glieder hat, welche siebenzig und mehr Jahre des Lebens Last getragen haben, der kennt nicht die Süßigkeit der Sonntagsruhe.“

Hansruedi wurde achtzig Jahre alt, ohne je krank gewesen zu sein. Er schneiderte immer noch unverdrossen, wenn auch gemächlicher als früher, und trank jeden Tag zu den einfachen Mahlzeiten seinen selbstgezogenen sauren Wein. An einem schwülen Frühsommerabend hatte er aus grobem Stoff für einen Bergbauern einen Anzug fertig genäht und gebügelt. Er plauderte mit Frau und Tochter, trank seiner Gewohnheit gemäß zum Feierabend ein Glas



Bild 5. Beim Schlangen-Abziehen. Python-Schlangen von sechs Meter Länge.

Wein und begab sich dann zu Bette. In jener Nacht aber trat ganz unerwartet der Tod an Hansruedis Bett und nahm ihm Schere und Nadel für immer aus der Hand. Wir begruben ihn auf dem kleinen, stillen, aber sehr sonnig gelegenen Kirchhof von R., wo man in geordneten Reihen all die Arbeits- und Wandermüden zur letzten Ruhe hinlegt. Ein aus Hartholz gearbeitetes, schlichtes, von einem Wildrosenstrauch umranktes Kreuz trägt Hansruedis Namen, sein Geburts- und Todesjahr. Herbduftender Buchs bildet die immergrüne Einfassung des Grabes, und auf dem Grabe selbst

leuchten aus einem halb in die Erde eingesenkten, blaugemusterten Krüglein weiße Margriten, bläuliche Skabiosen und roter Klee. Die Tochter ehrt das Andenken ihres heimgegangenen, braven Vaters unter anderem dadurch, daß sie sein Grab von Ende Mai bis in den Spätherbst hinein jede Woche einmal mit einem frischen Strauß jener Wiesenblumen schmückt, die in ihrer Schlichtheit, Armüchigkeit und dauerhaften Art in sinnbildlicher Weise an das stille, treue und aufrechte Wesen Hansruedis erinnern.

G. B.

Sterneberg.

Par Hüsi nu
Und glich e Wält,
Als sunnigst Plätzli
Heregstellt.

Es Bilderbuech!
Tue's uf, wo d'wilt,
Und gschau's! De wirsch
Nie fertig mit.

Uf einmal isch
Es Wunder gseh.
Es lugget. 's tued der
Rümech weh.

Es Meiteli!
Es singt und lacht.
Was das für liebi
Neugli macht!

En Garfe, gäl
Im Maieslor,
Wie=n=i de Himmel
's goldi Tor.

De chasch verschnuse,
Bisch ellei.
Bu=n=allne Site winkt's:
Chum hei!

Do häsch es ring,
Do plagt di nüüd,
Und bringsch en stillne
Chummer mit,

Und 's Glück, es gid mer
Früntli d' Hand:
Gottgrüezi wohl
Im Oberland!

Ernst Eschmann.